

„Nun, ich bin zufrieden, daß Sie so schnell sich erholt haben.“ zwang sie sich in einem leichtem Gesprächstone zu antworten. „Mein Vater hat mir gesagt, daß Sie einige Zeit bei uns bleiben werden und dann mit ihm zu Schiffe gehen wollen. Sie sind, wie ich gehört habe, kein Seemann, sondern Diamantenhändler. Wie kommen Sie in diese schredliche Lage?“ forschte Gejine.

„Ich wollte, wo ich das schon unzählige mal getan, einen schönen Diamanten mit dem kleinen Stahlmesser nach seiner Anfrähsrichtung spalten“, gab der junge Mann zur Antwort, „dies ist nötig, damit man die Schleiffläche erhält. Sieben Stücke waren schon abgepresst — der Meißel glitt schieb — und der Diamant wurde so fast in zwei Hälften gesplit, wodurch er mehr als zwei Dritttelle seines ganzen Wertes einbüßte. Man befiel mir meinen Gehalt als Entschädigung zurück und entließ mich sofort.“

„Das ist Unglück!“ sagte Gejine teilnahmtevoll. „Könnten Sie hier oder in Antwerpen, wo es ja auch große Diamantenschleifereien giebt, nicht ein Unterkommen finden?“ frug sie.

„Schwerlich, Fräulein. Ihr Herr Vater hat nur zu sehr recht. Man würde dort nachfragen: „Wo sind Sie früher gewesen?“ würde sich erkundigen und keine Mäzgin dürfte mir mehr einen werthvollen Stein anvertrauen.“

„Das ist bitter“, sprach Gejine. „Nun, lieben Sie denn die See?“ fügte sie fragend hinzu.

„Ich ferne das Segenerbe wenig. Das Meer liebe ich, es ist ernst und erhaben.“

„Aber auch fürchtbar, unerbittlich, erbarmungslos!“ warf Gejine ein.

„Nun mehr als die Menschen“, sagte fast wie für sich der junge Mann.

„Sie haben, scheint's, schlimme Erfahrungen gemacht“, setzte Gejine, dem Manne in sein schönes Antlitz schauend, das Gespräch fort.

„Ich bin eine Waixe, Fräulein, — ich ferne meine Eltern nicht, ich ward in frühestem Jugend nach Paris hin verschlagen, weber, weiß ich nicht. Ich befand mich auf der Straße und ster und hungerte; ich verlor eine bittere, trübende Jugend, aber ich verkam nicht in Schmutz und Gend; — ich machte es möglich, einen Beruf zu erlernen, ich arbeitete tapfer, um mir Kenntnisse zu verschaffen. Mein Generbe ernährte mich, bis ich hier in Holland das Unglück hatte.“

Das Fräulein hatte aufmerksam zugehört.

„Und jetzt wollen Sie auf der See bleiben?“ frug sie zweifelnd und in einem Tone, als ob sie dem Fremden abtrathen möchte.

Der junge Mann, Sivers hieß er, wie wir wissen, blickte das Fräulein an und Gejine sentte erröthend die Augen.

„Was soll ich thun, mein Fräulein? Ihr Herr Vater bot mir, dem Ertrinken, einen Strohhalm und ich griff darnach — ob ich auf der See bleibe, wer weiß das?“ rief Paul Sivers fort. „Wenn es mir gefiele und ich Tüchtigkeit darin erlange, warum nicht?“

„Ihr Bildungsgrad scheint jedoch ab Höheres, als nur Matrosendienste hinzureichen, zudem fangen Sie spät an“, ließ Gejine sich vernehmen und ihre Stimme verrieth, welchen Antheil sie an dem fernern Schicksale dieses Mannes nehme.

Der junge Mann merkte das und seine Erziehung und Zuneigung für diese freundliche, warmherzige Dame mußte.

„Ich füge mich vorerst in das Müssen“, antwortete er, „lieber den Boden eines Schiffes, zu dem man gehört, unter den Hissen, als nicht einmal das Recht haben, die Kieselsteine der herrenlosen Kansträße treten zu dürfen — denn so ist dem bössigen Mittelmeer zu Muthe, Fräulein.“

„Sie laien so fleißig heute morgen in einem Buch, sagte mir mein Kammermädchen.“ warf Gejine scheinbar ganz absichtslos ein. „Hatte das solches Werth für Sie, daß Sie es nicht verkaufen wollten? Es hätte Sie doch vielleicht, bis Sie in der Stadt waren, vor dem Verhungern gerettet.“

„Das Buch war eine kleine spanische Grammatik, man wollte es mir nirgends abkaufen“, gab der junge Mann Auskunft.

„Wenn Sie Bücher wünschen, ich besitze deren gute“, sprach Gejine jetzt und über ihr Gesicht, das ein fröhlich rothener Glanz. „Sie brauchen nur den Wunsch kundzugeben. Sie können sich den Bücherhändler, — mein Mädchen Koflein wird Ihnen diesen zeigen — gelegentlich einmal ansehen.“

Gejine nickte, daß sie, ohne die Aufmerksamkeit der Dienerschaft zu erregen, die Unterhaltung, die sie doch so sehr anzog, nicht weiter ausdehnen dürfe, und verabschiedete sich mit einer Verbeugung, welche sie unwillkürlich vor diesem „Naudtreicher“ machte, vom dem jungen Manne. Dieser erwiderte erberbtig den Gruß und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu.

Gejine aber wandelte nicht mehr in dem Garten umher, sie begab sich in einer seltsam befangenen Stimmung in das Haus.

(Fortf. folgt.)

Der Schnee ächzte unter den Hissen der drei, und das dumpfe Murren des Wäthelsche, der sich in der Schlucht neben dem Wege unter der Eisbede durchzuwängeln suchte, klang heraus wie fernes Hüffern — der einzige Laut dieser schauerlichen Winternacht.

Starr vor Entsetzen hielt die Mästerin an und horchte in die Schlucht hinunter.

Wenn er ausgeglichen und in die Tiefe gestürzt wäre. Unmöglich! Dieser Schreck war zu banal, zu harmlos. Nein, nein, er mag sich gewiß beim Wäthelchen verpäpät haben. Die Kerche senkten die Laternen bis zum Boden, das der Schatten der voranschreitenden Mästerin plöglich zu einer Kieselstein wuchs und die einzelnen Höfen auf der Böschung sich wie wandelnde Gespenster ausmählten.

„Wenn der Wäthel da das Gleichgewicht verlor“, raunte der Baril dem Gangen ins Ohr, „nachher ist er hin.“

Das der unversehrte blanke Schnee an Wege sagte den Sunden, daß ihr Geleiter hier nicht hinunter geführt sei, und wie von einem furchtbaren Alp befreit, sog die Mästerin tiefath.

Plötzlich hielt sie wieder still, horrt einen Augenblick lang auf einen Streifen im Schnee am Rande des Weges und schreit auf: „Jehes Maria. Der Wäthel ist da unten!“

In der That, im Schnee war eine frische Kump zu sehen, und beim Schreie der Mästerin erkannten sie, daß diese Spur bis an den großen Stein führte, der inmitten der Böschung hervorragte.

Als sich der Baril vorwärts von Buch zu Buch hinunterwagte, sah er den Wäthel auf dem Seie liegen, ob tot oder lebendig, konnte er augenblicklich nicht sagen.

Am andern Tage ging es wie ein Loufener durchs Dorf, daß man in der Nacht den Boden geholt, weil der Grundmüller in die Buchschlucht gefallen sei. Er soll zwar noch leben, erzählte man sich, aber der Boden habe gelagt, er könne nicht aufstehen, was daraus wird, und habe gerathen, einen Doktor aus der Stadt zu holen.

„Das ist toll“, philosophirte die Buchhändlerin zu einigen Weibern, denen der Vorfall viel zu wenig schrecklich war, „schick's toll, es Glück ist fagelund, und alleweil ist beim Grundmüller halt a mit Kiratung.“

„Ja, vom Glück war freilich wenig zu sehen in der Mühle. Jörg lag regungslos auf seinem Lager, und sein Weib sog neben ihm. Er war zwar zum vollen Bewußtsein gekommen, aber die leibliche Bewegung machte ihm Schmerzen. Der Doktor aus der Stadt; so die Mundwinkel herab und die Achseln hinauf und meinte, wenn er sich innerlich nicht verriet habe, mit der Erfüllung allein werde es schon gehen. Man mußte eben

Aber mit diesem Drefel war der Weiber Franz nicht zufrieden. Er schätzte ungenügend den thurmpfaffen, grünen Sauf und sagte zur kleineren Tim, die sich seiner besondern Gunst erfreute: „Denk an mich, Moll, die Doktorer bringen in fernem Jörg noch um. Ich weiß schon, wo's fohrt. Der Jörg ist halt auf an Krivung treten. Sie brauchen's ihn grad auch's fuh'n auf's Moll, wo er's fah'n ist; aber Schuch müßter er halt anhab'n, die mit a weis'n'n Moll'n befohm'n war'n. Ich seh dir gut, der Jörg gang feier wieder hoam.“

Und im Stillenwege bericente er dem gläubig forschenden Moll, das er „Jehes Moll“ hieß.

Am hohen Frauentage, wenn die Blumenweiße sei und er extra von der Alm heimkomme mit Gelpfeis, Rautenkuchen und vielen andern fürnehmern Kräutern, um sie weichen zu lassen, verstände er allemal Schuphagen in den Strauß, und so befamte sie „a hoamliche Weib“, was noch viel wirksamer sei. Der Waber glaub' an seinen Dergott und seinen Teufel, und der Stadtdoktor erit recht nicht; darum könne man nichts logen.

„Aber hart ist“, bebauerte Moll, „also zuscham müß'n und wiss'n, daß man hel'n fann!“

Es wollte nicht besser werden und an jenem Tage fand es mit dem Grundmüller besonders schlecht. Die Mästerin wies Tag und Nacht nicht vom Kranenbette und machte sich große Vorwürfe, weil sie durch ihre Gleichgültigkeit mit Schuld an dem Unfälle zu lieh.

Sie lag an Bette mit nimmermüder Geduld und wechselte von Zeit zu Zeit die Gesichtslage.

Jörg schien zu schlafen, als die alte Geferin, welche zur Beihilfe auf der Mühle war, auf den Fußstapfen heretrat.

„Leg dich amal nieder und schlaf a bißel, Burgele!“ sagte sie zu ihrer Tochter, „sonst wirt a krank.“

Burgele schüttelte traurig den Kopf, denn trat sie behutsam zu ihrer Mutter an das Fußende des Bettes, so gab ein Gelächern aus der Lende, dem sie eine größere Bantnote entnomm, und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Mutter, ich's so gut und geb't mir auf's Abkam und opfert's das Ged' der Muttergottes! Ich sog sie recht schön bit'n, den Jörg und's f'mach'n. Sagt's ihr, daß ich selber nit wegfann, aber dann't thu ich's macher schon selber, und ich will ihr gern a fihernes Herz bringen.“

Burgele hat so trübend mit ihrem ansterflenden Gesicht, daß selbst der alten Geferia die Augen feucht wurden.

„Nehmt's die Moll mit und belet's unterwegs an Mutter.“ flüsterie sie ihrer Mutter zu, die sich erkümmte, und nahm den Moll neben dem Bette wieder ein. Sie hätte die Hände in einander geschlungen und sich bekümmert wo sich hin.

(Schlus folgt.)

Der Mefnerioni.

Eine Vorgeschichte aus dem Innthal. Von Antonie Kleißl.

Recht an der Mühle vorlet kauften die Hölzer mit ihrem Gehalt die glatte Bahn vom Hochwald herrieder. Manches Markteit langs des hellen Weges bezeichnet die Stelle, wo einer mit seiner Last in den Abgrund fuhr, oder unter den Schlitzen kam. In diese Gefahren dachten die fetten Burden noch gar nicht, sie freuten sich vielmehr auf den Abend, wo sie in einer Spinnstube mit den lustigen Tüdeln um die Bette jungen und vielleicht die Genuß erlangen, einer von ihnen das Spinnrad betrieblagen zu dürfen.

In der großen Stube beim Müller waren alle Hausbewohner versammelt, die Dinen und die Mästerin hielten, die Mästerin erzählten vom Schmutzen der Weider, von den Wädheln und Schützen auf der Alm und allerscham unheimlichen Spuf, daß es den Dinen fast über den Rücken graste.

Blos Jörg war nicht da. Er war, wie gewöhnlich, sein Dorfwirth unten, und die Mästerin borchte von Zeit zu Zeit, ob anständig sei der Schnee türischen hörte draußen. Sie war amüßlich bei der Zeit, als Jörg einmal, da er zu viel getraunken, beim Nachhausegehen auf dem glatten Wege ausglitt und nicht mehr wegfam. „Halt sich nicht zufällig ein. Mühselicht bei diesem Schatz verpäpät und den Müller aufgefunden, wäre er wieder erschoren.“

Da ging die Thür auf, aber nicht der Müller, sondern ein Knecht trat herein.

„Das ist a Kral'n, daß die fuch' heul'n! Und den Neb'l fann't man mit a Messer schned'n!“ brumnte er, sich die Hände reibend. „Es hat keine ge'follan. Wanger, du mußt mit'n Boril in die Mäht; heut reißt die Mästerin's Geh'l!“

Da ließ die Mästerin freierabenden. Die Dinen lachten rasch mit dem Fingerzigen ins Weidbrunnknägel und lachten mit einem „gloh' is's Chrites“ in ihre Kammer. Die Kerche flochten die Weiden aus, dann gingen sie auch. Die Mästerin war die letzte; sie verperrte die Thüren und ging ebenfalls zu Bett.

Der Jörg hatte ja den Schlüssel, und vielleicht kam er noch lange nicht.

Aber es wollte ihr keine Ruhe lassen. Es war doch ihre Pflicht, alles anzuhören, daß ihr Mann nicht ganz zum Trunkenbolde würde.

Aber ihr Knecht hatte es ihr ans Netz gelegt nach jenem Unfälle.

Nach der Kurat hatte es sie gewiß, heute noch, gleich wenn er heimkam, wollte sie ihn bitten.

Sie dachte sich aus, wie sie fragen wollte, und Traumgefallen mischten sich unter ihre Gedanken. Der tolle Traumgott verwechselte die Perionen, indem er den Toni an des Müllers Stelle setzte, und Burgele bot so ihm, bei ihr zu bleiben, nicht mehr ins Weidshaus zu gehen! Und dabei lächelte sie; wußte sie doch zu gut, daß Toni nie ins Weidshaus ging.

Das Zellstücken knisterte und knirschte, das Gel ging aus, und eine Kabe, wenn es mit ihm in Berührung kam; es kuckte wie ein floderie es aus, dann war es dunkel und still.

Als die Mästerin von ihrem unruhigen Schlofe aufschreite, schlug die schwarzwälder Uhr in der Ede der Schlafkammer eben zwei Uhr. Hellig fuhr sie empor und belona sich — „daß Gott erkorn“, der Jörg noch mit da! So lang bleib'n sie nit auf beim Weid'l“, murmelte sie beunruhigt und fuhr rasch in ihre Kleider. Dann ging sie hinunter in die Mäht.

Die zwei Knechte eiskalten betnabe, als sie die furchtbare bleiche Mästerin plöglich zu solcher Stunde daherkommen sahen.

„Dem Müller muß was passiert sein, er ist nit heimkommen“, sagte sie, vor Kälte und Angst mit den Händen klappend.

Schnell zündeten sie Laternen an und eilten hinaus gegen das Dorf. Aber so schnell ging das nicht. Nur Schritt vor Schritt kamen sie vorwärts, denn der Nebel lag so dicht, daß die Laternen auf drei Schritt Entfernung nicht mehr zu sehen waren. Dazu der glatte, etwas abschüssige Weg; es war nicht gut gehen, auch wenn man ein Licht hatte und nichtern war.

Bunte Zeitung.

Galante Volksvertreter. Im „Wester Lohb“ berichtet Francis Drexel über ein hoch in London erschienen Buch „Lebens- und Charakterzügen Lugars“ von Margaret Fletcher und Rose Le Vesque. Es ist das Ergebnis einer Reihe der beiden Damen, die reich an Beobachtungen und Erlebnissen war.

Ein solches feines Abenteuer erzählt das Buch gelegentlich eines Besuchs der beiden Ladies auf der Galerie des ungarischen Abgeordnetenhauses: „Miranda wünschte dringend, unsere Sitzgelegenheit gut zu verbergen. Sie sagte, das, wenn ich, wie meine Gewohnheit, unvorzüglich vorginge, man uns die Sitzierung unten sehr lieb nehmen könnte. Es währte nicht lange, da schien auf dem Zim des Hauses ein Gelehrter die Hände zu machen, Eddie wendeten sich uns zu und Dvergänger desgleichen. Ich meine, das ist uns und zu ihr daran habul“, schloß Miranda. Im selben Moment richtete sich hoch von der gegenüberliegenden Galerie das Glöngone einer Photographie „Miranda auf uns. Ein Besenler hob sich über und flüsterte auf Deutsch: „Graf A. hat Ihre Photographie genommen, in Pergeltung, weil Sie ihn fassit.“ — Unten schien das Interie sich zu bewegen. Der Präsident lächelte etwas auf eine Karte und reichte diese einem Angabildet hindurch vermeinten wir, daß öffentliche Blamage uns drohete! Wir erwarteten an die Luft gehen zu werden! Vielleicht war Euxatien ein größliches Vergehen in den Augen mogarischer Öffentlichkeit oder eine Verletzung der Privilegien des zomes! Die Frau öffnete sich hinter uns und der Abgeordnete kam gerade auf uns zu und behängte uns die Karte des Präsidenten. Darauf war in Englisch geschrieben: „A hearty welcome to the fair ladies from the President.“ Wir hatten lang und Hei Vilhem voll Erleichterung. Gener Lieberbringer, ein besonnener Politiker, war auch der Träger von vielen andern Erleichterungen der Bewunderer, daß uns die Willkommens, mit der Bitte zugleich, zu gestatten, daß unsere Herzen nach unten kämen. Nun sahen wir und beobachteten, wie vieleleuten nach unten kämen. Der Abgeordnete und Mästerin hin und her geblickt wurden, und gaben uns verapfesselte Wäde, uns zu erkümmern, ob sie etwas enthalten könnten, das Mitberregungen erregen möchte, etwa einige beibe Karikaturen, und flüsteren uns sehr getrübelt, zu sehen, wie

manche der Bekannungen ein gut Theil Lachen hervorriefen. Danach gingen die Büchlein von Hand zu Hand durch die Reihe der Reporter und von jenem Augenblicke an waren wir in Lugars markante Reizen.“ Mit dieser fügt die Schilderung die Worte hinzu: „Da gab es nicht einen einzigen Mann unter ihnen mit einem unbedeutenden oder fribol aussehenden Antlitz.“

Der berühmte Biologe Huxley erzählt dieser Tage beim Jahresfest der Royal Society eine biblische Geschichte aus jenem Leben. Der Minister Shaw-Lefevre befragte in Erwiderung des Docters auf „das Gans der Gemeinheit“, daß das letzte Parlament zu wein Männer der Wissenschaft in keinen Reihen habe. Wie schade ist es, daß in ihm ein Mann wie Prof. Angley fehle; er habe mit ihm drei Jahre lang in einer künftigen Kommission gefessen, und dort habe der Gelehrte alle die großen Gegenstände entfallte, die ihn nach seiner Meinung zu einem hervorragenden Politiker machen würden. Und auf die bekannten religiösen Kontroversen Quixen's antwielend, sagte er hinaus, es sei ihm immer bedauerlich vorgekommen, daß Quixen die Zeit, die er der Wissenschaft abzugeben konnte, nicht auf die Politik verwende, statt sich in Parlamenten über die Schwabener oder über die Glaubwürdigkeit des Wunders der Schwedische einzulassen. In seiner Erwiderung bemerkte Quixen, er würde die Frage, warum er nicht Politiker werde, durch die Erklärung einer Geschichte beantworten. Als er noch ein ganz junger Mann gewesen, habe er ein vielbeschäftigtes Amal in ihm Gegenständen zu entdecken geglaubt, die ihn zu einem großen Abwofaten machen würden. Gegenständen, die er leicht oder nicht kannte. Der Anwalt habe ihm den Antrag gemacht, er wolle ihn für eine längere Reihe von Jahren in ein vollkommenes Rechtsstudium verschicken, das er dann hätte aus dem großen Honorar, das er sicher ernten werde, zurückzahlen könne. Zu jenem Bedauern müßte er gehen, seine Antwort sei folgende gewesen: „Comet ich mich selbst kenne, sind meine Gegenstände so durchaus auf die Entscheidung der Wahrheit bedacht, daß mir jede Kraft fehlt, dieselbe zu verdamnen.“ Was nun das politische Leben betrifft, so waren die absoluten Abwofaten, die sich Politiker rechts und links in Bezug auf Postämter zu Schulden kommen ließen, für seine Aussichten auf eine politische Laufbahn durchaus verdamnend.

